

(Nachdruck verboten.)

191

Cressy.

Roman von Bret Harte.

Plötzlich hörte er Geschrei und Pferdegetrampel. In den Seitewänden des oberen Raumes gab es zahlreiche Spalten, durch welche Ford, ohne selbst gesehen zu werden, die Ebene bis zu den Bäumen überblicken konnte. Plötzlich kamen fünf Männer von links hervor und liefen auf die Scheune zu. Mc Kinstry und seine Leute kamen zu gleicher Zeit etwas mehr nach rechts zum Vorschein und galoppierten hinterdrein, um sie abzuschneiden. Doch, obwohl beritten, langten sie der größeren Entfernung wegen auf der Hinterseite erst an, als der Trupp der Harrisons eben vor den verschlossenen und verbarricadierten Thüren der sonst offenen Scheune überrascht Halt machte. Diese Täuschung der letzteren wurde von dem — freilich nicht weniger überraschten — Trupp der Mc Kinstrys mit Hohngeschrei begrüßt. Doch in dem kurzen Moment erkannte Ford in dem Führer der Harrisons die wohlbekannte Figur des Scheriffs von Turlumne. Nun war er nicht mehr ein gefeselter Streiter gegenüber einem ebenso gefeselten Feinde, sondern sah sich in Wahrheit im Kampfe gegen das Gesetz selbst. Nun begriff er die Situation. Es war eine blödsinnige Dummheit von Dunkel Ben, welcher die ganze Geschichte verschuldet hatte.

Die feindlichen Parteien machten sich schon kampfbereit, wenigleich die Scheune gleichsam einen Wall zwischen ihnen bildete. Doch ein gewandter Parteigänger der Mc Kinstrys schlich sich durch das hohe Gras und suchte den Harrisons in die Flanke zu kommen, als diese eben im Begriff waren, die Thür zu stürmen. Ein drohendes Geschrei von seiten der im Hinterhalt liegenden Partei ließ sie eilig zurückweichen. Eine Pause entstand und dann begann das homerische Schauspiel!

„Barum geht ihr nicht los auf die Thür, ihr — —! Sie thut Euch nichts!“

„Er hat Angst, der Riegel könnt' zurückschießen!“ Lachen erscholl bei den Mc Kinstrys.

„Komm doch aus dem Gras 'raus und zeig Dich, Du schwarzer Dredfresser.“

„Er kann nicht. Er hat seinen Grippe verloren und sucht ihn mi.“ Höhnisches Lachen ertönte bei den Harrisons.

Jeder harrete des ersten Schusses, welcher den Kampf eröffnen mußte. Selbst in dieser Gefeslosigkeit hielt man sich an Kampfregeln. Der Beamte des Gesetzes erkannte, daß ein Zusammenstoß allein Erfolg haben konnte, allein er zögerte, einen seiner Leute zu einem Angriff gegen die Scheune zu opfern, welcher das Feuer der Mc Kinstrys zum Eröffnen bringen mußte. Als tapferer Mann hätte er es selbst gewagt, aber seine Klugheit ließ ihn bedenken, daß seine in der Eile zusammengeraffte Exekutivtruppe aus Parteigängern bestand, und wenn er fiel, würde der Konflikt in einen Parteikampf ausarten und kein unparteiischer Zeuge übrig bleiben, der sein Vorgehen in den Augen der Öffentlichkeit hätte rechtfertigen können. Der Lehrer mußte das; es hatte ihn davon abstehen lassen, seinem ersten Impuls zu folgen und die Vermittlung zu versuchen; nun mußte er sich allein auf Frau Mc Kinstrys Schweigen und des Scheriffs Vorsicht verlassen. Doch im nächsten Moment schon schien beides gefährdet.

„Na, warum geht ihr nicht 'rein?“ höhnte Dick Mc Kinstry, „wer kann denn in der Scheun' versteckt sein?“

„Das will ich Euch sagen,“ ließ sich eine leidenschaftliche, rauhe Stimme vom Hügel her vernehmen. „Cressy Mc Kinstry und der Schulmeister sind darin.“

Beide Parteien wandten sich nach dem Ankömmling um, der sich unbemerkt genähert hatte. Doch noch mehr wurden sie überrascht, als Frau Mc Kinstry sich aus der Scheune vernehmen ließ: „Sie lügen, Seth Davis!“

Die kurze Aussicht, welche sich dem Scheriff bot, daß Seth Davis als unparteiischer Zeuge gelten könnte, wurde nun völlig zu Schanden gemacht durch den Umstand, daß Frau Mc Kinstry in der Scheune anwesend war. Das Schicksal war offenbar gegen ihn! Ein Weib im Kampf, und noch dazu ein altes! Eine weiße Frau sollte gewalt-

sam vertrieben werden! Das war ihm noch nicht bekommen.

„Bleibt zurück,“ sagte er unwillig zu seinen Begleitern, „bleibt zurück und laßt die verdammte Scheune in Ruhe. Aber Sie, Hiram Mc Kinstry, ich gebe Ihnen fünf Minuten Zeit, um den Unterrock aus dem Wege zu schaffen!“ Er wurde nun auch erregt — teils wegen seiner momentanen Schwäche, teils weil er sich überlistet glaubte.

Wieder schien das verhängnisvolle Zeichen in Aufsicht, wieder blieb es aus. Denn mit Sporengelirr und die Flinte in der Hand trat Hiram Mc Kinstry hinter der Scheune hervor und stellte sich vor seinen Gegnern auf.

„Wegen der fünf Minuten,“ begann er in seiner lässigen Art, „da wollen wir doch sehen, wann die Zeit um ist. Aber eben sind Worte zwischen meiner Frau und Seth Davis gefallen. Eh' die Geschichte hier weiter geht, soll er fort. Meine Frau sagt, er lügt, ich sag' auch, er lügt, und dafür steh' ich.“

Das Recht, persönliche Beleidigungen zuerst abzumachen, war ein zu eingeleitetes; als daß es hier außer acht gelassen wäre. Beide Parteien traten zurück und aller Augen richteten sich nach der Stelle, wo Seth Davis gestanden hatte. Allein er war verschwunden.

„Wohin?“

Als Frau Mc Kinstry ihre Entgegnung aus der Scheune hatte hören lassen, benützte er die allgemeine Ueberraschung, war auf ein Heubündel gesprungen, das an der Scheune lag, und von dort zwischen den Brettern hindurch ins Innere gekrochen. Der Lehrer, der bei dem Ton seiner Stimme über das lose Heu nach der Hinterseite gegangen war, hatte diese in demselben Moment erreicht, als Seth hindurchkroch. Ihre wütenden Blicke begegneten sich, doch bevor noch Seth einen Ruf hören lassen konnte, hatte der Lehrer seine Flinte fallen lassen, ihn am Halse gepackt und ihm eine Handvoll Heu in den offenen Mund gestopft. Ein wütender, doch wortloser Kampf folgte; das weiche Heu, auf welches sie beide niederfielen, dämpfte jeden Ton und verbarg sie vor den Blicken; die von dem Eindringling lose gemachten Massen begannen durch die Oeffnung auf die Erde zu fallen. Der Lehrer, der Seth noch fest bedrückte, ließ sich mitgleiten und schob seinen Gegner vor sich her; der außer sich geratene Missouriier erkannte seine Absicht, machte einen verzweifelten Versuch, seine Stellung zu ändern, und es gelang ihm, sein Knie dem Lehrer gegen die Brust zu drücken. Ford begnügte sich damit, das Knie in der Stellung festzuhalten, und gab damit unwissentlich Seth Gelegenheit, sein Bowiemesser aus dem Stiefel zu ziehen. Seinen Fehler erkannte er erst, als Seth mit Gewalt seinen Arm frei machte und ihn zum Stoß erhob. Er vernahm den Ton der das Heu durchschneidenden Stahlklinge und warf sich verzweifelt auf den erhobenen Arm. Diese Bewegung war seine Rettung. Denn der lose gewordene Körper Seths glitt rasch durch die Oeffnung, einen Moment lang nur aufgehalten durch den Lehrer, welcher den erhobenen Arm noch festhielt, und stürzte dann schwer herab. Wohl hätte das vorausgefallene Heu den Sturz gemildert, allein sein Kopf traf mit voller Festigkeit ein an der Wand stehendes Wirtschaftsgerät und ohne einen Ton fiel er besinnungslos zu Boden. Der ganze Vorgang spielte sich so schnell und geräuschlos ab, daß nicht nur Mc Kinstrys Aufforderung sein Ohr nicht mehr traf, sondern er auch durch das nachfallende Heu den Augen der draußen stehenden verborgen wurde, die einen Augenblick später nach ihm anschaute. Eine Heumasse, welche anscheinend von Frau Mc Kinstry bei ihren Verteidigungsanstalten dahin geworfen worden, war alles, was sie sahen; selbst die Frau hatte keine Ahnung von dem tödlichen Kampfe, welcher sich über ihr abgespielt hatte.

Der Lehrer, halb ersticht und halb geblendet von dem Staube, richtete sich erhebt auf, doch umverkehrt und mit dem Gefühl des Siegers, der nichts zu bereuen hat. Ohne zu ahnen, was Seth zugestoßen war, griff er wieder nach seiner Flinte und harrete eifrig einer Erneuerung des Angriffs. „Er wollte mich töten; und er würde es gethan haben; wenn er wiederkommt, muß ich ihn töten,“ sagte er sich. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß das mit seinen Gedanken von vorhin wenig

übereinstimmte — ebenso wenig wie mit seinen Ansichten überhaupt. Schließlich wird der friedlichste Mann, dessen Leben einmal von einem Gegner bedroht worden, der diese Drohung in dem Auge seines Feindes gelesen hat, das eigene Leben und das seines Gegners nicht mehr so wert halten wie zuvor. Alles war nun still. Die Unterbrechung brachte ihn auf. Ihm hangte nicht mehr davor, er schaute sich nach dem ersten Schuß, der die Feindseligkeiten eröffnen würde. Was thaten sie? Planten sie unter Anführung Seths einen neuen Angriff?

Als er genauer hinhorchte, vernahm er fernes Rufen und den Hufschlag von Pferden. Eine plötzliche zornige Befürchtung, daß die Mc Kinstrys geschlagen und auf der Flucht wären — eine Befürchtung und ein Zorn, die ihn zum erstenmal ihre Sache als die seinige erschienen ließen — kamen über ihn, und er kroch eilig nach der Oeffnung unten. Doch der Ton kam näher und eine Stimme ließ sich vernehmen.

„Halt, Herr Scheriff!“

Die Stimme gehörte dem Agenten Stacey.

Ein widerwilliges Murren ließ sich hören. Doch die Mahnung wurde durch einen Befehl von einer andern Stimme bekräftigt — einer matten, wenig heldenhaften, doch bekannten Stimme: „Ich befehl, daß Ihr aufhört — sofort!“

Ein spöttisches Lachen folgte. Die Stimme gehörte Onkel Ben.

„Zurück! wir haben keine Zeit zum Scherzen,“ rief der Scheriff barsch.

„Er hat recht, Herr Scheriff,“ sagte Stacey hastig. „Sie handeln in seinem Auftrage; ihm gehört das Land.“

„Was? Dem Ben Dabney?“

„Ja; er ist der Daubigny, der den Rechtstitel von uns gekauft hat.“

Erst trat eine kurze Stille ein, dann begann ein eifriges Murmeln.

„Das heißt, Leute,“ ließ sich Onkel Bens Stimme vernehmen, „dieser junge Mann hat's ja ganz gut gemeint, aber er ist 'n bißchen zu hastig gewesen, daß er gleich die Obrigkeit mitgebracht hat. Bei mir ist das nicht nötig, Leute. Da sind keine große Rechtstitel nötig und keine Flinten oder sonst was. Das können wir ganz gemüthlich beim Glas bereden. Wenn hier einer Schaden gehabt hat oder sonst was geschahn ist, ich tret' für'n Scheriff ein und werd's schon glatt machen. Ihr kennt mich, Leute. Ich bin's — Dabney oder Daubigny, ganz wie ihr wollt.“

Doch bei dem Schweigen, das nun folgte, schienen sich die Leidenschaften noch nicht ganz abgekühlt zu haben. Es wurde durch Dieß Mc Kinstrys sarkastische Worte unterbrochen: „Wenn die Harrisons sich nichts daraus machen, daß 'n paar Weiße über ihre Wiese geritten sind, na —“

„Der Scheriff kann nichts dafür,“ unterbrach Onkel Ben hastig.

„Und wenn Dieß Mc Kinstry sich nichts daraus macht, daß er sich die Hosen zerrissen hat, wie er durch's hohe Gras meiner Flint' aus'm Weg' kroch,“ gab ihm Harrison zurück.

„Das bring' ich schon in Ordnung, Leute,“ meinte Onkel Ben froh.

„Aber wer bringt das hier in Ordnung?“ hörte man den älteren Harrison hinter der Scheune her fragen, wo er über das herabgefallene Heu gestolpert war; „hier liegt Seth Davis im Heu mit 'm Loch im Kopf. Wer wird das bezahlen?“

Alles eilte nach der Stelle und gab seine Ueberraschung zu erkennen.

„Wer hat das gethan?“ fragte die Stimme des Scheriffs mit amtlicher Strenge.

Der Lehrer ließ einen ärgerlichen Ton hören, glitt auf die Scheunentenne herab und wollte die Thüre öffnen und sich als den Thäter bekennen, doch seine Absicht erkennend, trat Frau Mc Kinstry ihm plötzlich in den Weg und hieß ihn mit einer befehlenden Geberde schweigen. Dann erscholl ihre laute Stimme aus der Scheue:

„Na, wenn das der Schuft ist, der sich hier 'reindrängen wollt', dann trifft das mich!“

X.

Am nächsten Tage erfuhr ganz Indianerbrunn zu seinem großen Vergnügen, daß ein ernstlicher Kampf auf dem berühmtesten Grenzlande durch das dramatische Dazwischentreten

von Onkel Ben Dabney verhindert worden sei, der nicht nur als Friedensstifter, sondern auch als Herr Daubigny und rechtmäßiger Besitzer jenes Landes erschienen war. Man hörte mit vielem Ergötzen, daß die „alte Ma'm Mc Kinstry“ allein und ohne Unterstützung die Scheune verteidigt habe mit — wie vielfach zugekehrt wurde — einer Heugabel, einem alten Stallbesen und einem Eimer voll schmutzigen Wassers, und das nicht nur gegen die Harrisons und ihre Sipperschaft, sondern gegen die ganze Grefutivtruppe des Scheriffs von Turlumne, wobei kein anderer Schaden geschehen war, als daß Seth Davis, als er durch Frau Mc Kinstry mit Hilfe des erwähnten Besens von dem oberen Boden der Scheune hinabgeworfen worden, eine Wunde am Kopfe davongetragen hatte. Man gestand allgemein zu, daß der Ankauf des Landes durch einen bis dahin mittellosen Bürger von Indianerbrunn als ein Triumph der Angehörigen des Ortes über fremde Einmischung anzusehen sei. Was man aber nicht wußte, war, daß der Lehrer an dem Kampfe teilgenommen hatte, und ebensowenig, daß er dabei anwesend gewesen. Auf Frau Mc Kinstrys Verlangen hatte er sich auf dem oberen Raume verborgen gehalten, bis die beiden Parteien und auch der immer noch bewußtlose Seth fort waren. Als Ford dagegen Einwand erhob mit dem Bemerkten, daß Seth doch gewiß mit der Wahrheit nicht hinterm Berge halten werde, sobald er wieder zur Besinnung gekommen, lächelte Frau Mc Kinstry grimmig: „Ich denk', wenn er hört, daß ich mit Jhn'n in der Scheun' war, wird er doch lieber sagen, daß ich ihn gehauen hab' und nicht S i e. Ich sag' nicht, daß er's Jhn'n schenkt und nicht wieder wird mit Jhn'n anbinden woll'n, aber er wird nicht 'rumerzählen, weswegen. Aber,“ fuhr sie noch grimmiger fort, „wenn Sie denken, daß Sie nun die ganze Geschichte erzählen können — was Sie hier gesucht haben, und daß Seth nicht log, als er's gesagt hat — na, ich werd's nicht hindern.“ Der Lehrer sagte nichts weiter. Und in der That schien es ein paar Tage lang, als sei Seth ebenso schweigmäßig.

Dennoch war Herr Ford mit dem Erfolge seines Abenteurers keineswegs zufrieden. Seine Beziehungen zu Cressy waren der Mutter bekannt, und wenn sie auch nicht weiter darauf angespielt hatte, so war es doch wahrscheinlich, daß sie ihrem Gatten davon Mittheilung machte. Dennoch konnte er nicht umhin, mit einem seltsamen Gemisch von Erleichterung und Mißtrauen zu bemerken, daß sie eine geringschägige Gleichgültigkeit der Sache gegenüber an den Tag legte. Er konnte kaum annehmen, daß Mc Kinstry mit seiner schwerfälligen, blinden Ergebenheit für Cressy sich ebenso gleichgültig verhalten werde. Im Gegentheil hatte er die Ueberzeugung gewonnen, ohne aber zu versuchen, der Sache auf den Grund zu kommen, daß ihr Vater es nicht ungern sehen würde, wenn er Cressy heirate, denn dazu mußte es doch schließlich kommen. Und hierbei fiel ihm wieder ein, daß er nie daran gedacht, was ihr Verhältnis eigentlich für einen Sinn und Zweck habe. In dem sorg- und gedankenlosen — doch bis dahin unschuldigen — Gemisse ihrer gegenseitigen Liebe hatte er nie von Heiraten gesprochen und — das fiel ihm mit demselben wunderlichen Gemisch von Erleichterung und Unbehagen jetzt ein — sie ebensowenig. Vielleicht mochte bei ihr, halb mit Aberglauben, halb mit Zartgefühl gemischt, die Erinnerung an ihr früheres Verlöbniß mit Seth Davis daran schuld sein, aber ihm fiel nun ein, daß sie nicht einmal die üblichen Gelübde ewiger Treue ausgetauscht hatten. Es mag seltsam erscheinen, daß bei den wenigen verstohlenen und entzündenden Begegnungen der Liebenden niemals die Zukunft berührt worden war, noch jene köstlichen Pläne von späterer Vereinigung, welche in solchem Alter nie zu fehlen pflegen. Sie hatten nur der wonnigen Gegenwart gelebt, ohne über das nächste Stellbichlein hinauszudenken. Bei diesem wunderlichen Ausgehen ineinander schien nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Zukunft vergessen worden zu sein.

Diese Gedanken gingen ihm am folgenden Nachmittage durch den Sinn, als er der friedlichen Ruhe genoß, welche das vereinsamte Schulhaus einflößte und welche auf Mc Kinstry und Onkel Ben einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. Der letztere war zu der üblichen Stunde nicht erschienen; es war möglich, daß er jetzt, da sein Glück bekannt geworden, durch andre Dinge davon abgehalten worden war; der Lehrer war allein, und nur dann und wann wagte sich eine dreiste Ekstase herein, um die umherliegenden Profamen aufzusuchen. Es that ihm leid, daß Onkel Ben nicht da war, denn er hätte gern mehr über seinen Anteil an dem Angriff der Harrisons und über seine etwaigen Absichten erfahren. Seit der Lehrer die

Scheune verlassen und unter dem Schutze der Dunkelheit nach seinem Hotel zurückgekommen war, hatte er die abenteuerlichsten Gerüchte vernommen und direkt zu fragen vermied er absichtlich.

Er hatte es vorausgesehen, daß Cressy an diesem Morgen nicht zur Schule kommen würde — in der That hatte er in seiner gegenwärtigen schwankenden Stimmung das Gefühl, daß ihre Anwesenheit störend und verwirrend gewesen wäre, allein es berührte ihn unangenehm, daß sie nach ihrer eifertigen Flucht in jenem kritischen Moment in der Scheune nicht das geringste Verlangen kundgegeben hatte, das Resultat jenes Intermezzos kennen zu lernen. Was glaubte sie wohl, daß zwischen Frau Mc Kinsty und ihm vorgefallen sei? Hatte sie vertrauensvoll erwartet, daß ihre Mutter sich sofort in die Lage fügte und damit einverstanden sein würde? War das der Grund, weshalb sie die Unterbrechung so leicht genommen hatte, als wäre sie bereits seine verlobte Braut? Hatte sie überhaupt darauf spekuliert? hatte sie — Er hielt inne, seine Wangen glühten vor Erregung unter diesem Verdacht und vor Scham über seine Vermessenheit, dergleichen zu denken.

Er öffnete sein Pult und begann mechanisch die Papiere zu ordnen, wobei er mit dem Gefühl leisen Verdrusses die Entdeckung machte, daß er Cressys Strauß — nun trocken und welk — in das gleiche Fach mit den geheimnisvollen Briefen gelegt hatte, mit welchen er sich in früheren Tagen so oft beschäftigt. Mit einem halbbitteren Lächeln nahm er sie nach kurzem Zögern hervor, und in der Absicht, die alten Erinnerungen wieder zu beleben, versuchte er, sie abermals zu lesen. Allein sie vermochten seine umherirrenden Gedanken nicht zu bannen, noch hinderten sie ihn, einen auffallenden Vorgang zu bemerken. Die niedrig stehende Sonne zeichnete nach ihrer alten Gewohnheit die Reste der Fichten auf der Wand ab. Doch plötzlich schien der Schatten größer und schärfer geworden, und mit dem Gefühl, daß jemand am Fenster stehen müsse, wandte er sich schnell dahin. Nichts war indessen zu sehen. Doch das Gefühl war so deutlich, daß er zur Thür hinaus trat, um zu eripähen, wer es gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

— „Das Jung-Wiener Theater zum lieben Augustin“ ist bereits verkauft. In der Wiener Wochenchrift „Die Waage“ finden wir eine Kritik der Eröffnungs-Vorstellung, deren Schluß wir hierher setzen wollen, weil das, was sie mit deutlicher Schärfe zum Ausdruck bringt, auch für Berlin Geltung hat. Mag Graf schreiben: „Neben einem mihlungenen Theaterabend konnte man mit wenigen Worten hinweggehen. Hier handelt es sich aber um mehr. Dieser Versuch, die gesunden Instinkte des Publikums zu verwirren, ist nur das letzte Glied in einer Kette von Vernüthungen, den Geschmack einer kleinen Gesellschaftsgruppe, der es nicht an Talenten, aber an Ernst, Charakter, an einem inneren Halte und wirklicher Bildung fehlt, einem großen Kreise ernsthafter, kunstverständiger Leute und einem richtig empfindenden Publikum aufzudrängen. Jahr für Jahr haben wir diese Versuche erlebt, unreife Schöpfungen einer künstlerischen Experimentierlust, hohle, aufgeblasene Werke eines Kunstabsententums, oft auch krankhaftes als Gipfel moderner Kunst, moderner Bildung und moderner Empfindung gepriesen zu sehen. Jahr für Jahr hat man persönliche Interessen einzelner als Interessen einer neuen Kunst ausgegeben. Wer sich dem widersetzte, wurde beschimpft, verhöhnt, und selbst nach dem Mißerfolg dieses Unternehmens haben sich Leute gefunden, die den Mut hatten, das entristete Publikum zu verspotten. Ich mache für dieses Debacle, welches spät genug eingetreten ist, nicht Herrn Felix Salten, der ja unabweislich ein Mann von Begabung ist, wenn er auch als Bühnenleiter — wie er gesehen hat — nicht einmal ein Gabor Steiner ist, verantwortlich, sondern seine Ratgeber, Helfer, Helfer. Es ist der ganze Geist des Spelulantentums auf dem Gebiete der Kunst, der Phrasenhaftigkeit, des unrealen Litteraturhandels, der unter dem Schilde einer neuen Kunst seine eignen Geschäfte betreibt, den ich hier anklage und der bei der Eröffnung des „Jung-Wiener Theaters zum lieben Augustin“ endlich öffentlich verurteilt worden ist.“

— Das Spiel der 36 Tiere. Wer jemals in einer italienischen Stadt eine Tombola erlebt und beobachtet hat, wie das Volk in fieberhafter Erregung am Sonntagnachmittag auf der Piazza Kopf an Kopf sich um das Holzgerüst drängt, auf dem mit Niesenziffern die gezogenen Lottomummern veröffentlicht werden, der kennt das Interesse der Südländer für das Glücksspiel. Ein Gegenstück hierzu bietet, nach den Berichten französischer Reisender, das Volksspiel der 36 Tiere, das in China, Siam und ganz Hinterindien weit verbreitet ist. Das Spiel ist staatlich genehmigt und wird seit Jahrhunderten von Stadt zu Stadt

durch Unternehmer betrieben. Wenn sie an einen Ort gelangt sind, verteilen sie zunächst die gedruckten Spielzettel. Auf diesen Zetteln befinden sich 36 Figuren, und zwar immer ein Mensch mit einem Tiere. Der Spieler begiebt sich dann in das Spielhaus und setzt nicht mehr als höchstens 2 Frank auf eins der 36 Tiere. Täglich zweimal, mittags und um 5 Uhr ist Ziehung, die in der Weise vor sich geht, daß ein zuverlässiger staatlicher Beamter das Gewinnthier bestimmt. Der harrenden Volksmenge wird das Gewinnthier dadurch mitgeteilt, daß an der Decke des Saales oder auch am Dach des Hauses plötzlich ein Niesenbild des Glückstieres aufgezo-gen wird. Jeder, der auf dieses gegen schriftliche Quittung über den Einsatz gesetzt hat, erhält diesen dreißigfach zurück. Alle andern Einsätze verfallen der Bank. Der Ursprung dieses Volksglücksspiels ist in China zu suchen, wie die Bilder zeigen, die überall gleich sind. Das erste stellt den Kaiser Tai-Yeng aus dem 10. Jahrhundert dar, zu dessen Unterhaltung das Spiel erfunden sein soll. Sein Tier ist der Drache. Ihm folgen große Männer aus derselben Zeit: Som-Wei, ein berühmter Staatsmann, sein Tier ist der Affe, nach chinesischer Auffassung ein Symbol der Klugheit, dann Kong-Yeng, ein Minister des Kaisers, mit einem Pferd, Kiu-Kuang mit einem Falken. Weiter folgen Tiger, Schildkröte, Hahn, Fasan, Löwe, Taube, Biene und so fort, alle mit Beziehung zu der Person, neben der sie stehen. — (Köln. Ztg.)

Litterarisches.

— Rnecht Ruprecht. Illustriertes Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Band III. Köln. Schaffstein u. Co. — Die diesjährige Ausgabe ist noch besser geraten als die beiden früheren; die Stoffe der Geschichten und Gedichte sind einfacher, leichtfasslicher, das Schielen nach dem erwachsenen Leser ist fast gänzlich vermieden. Auch die Bilder sind ruhiger in der Farbe, gleichmäßiger in der Stimmung geworden. Vertreten ist wieder die halbe „Jugend“: Münzer, Walthar Georgi, Angelo Jani, Nieth, Feldbauer, Zumbusch, Fidus, dann der Norweger August Berg, Ernst Kreidolf. Arpad Schmidhammer scheint mir mit seinen lustigen Sachen den Vogel abgeköstet zu haben. Wenn das Buch nur nicht 3 Mark kosten würde! — Neu aufgelegt hat derselbe Verlag „Fizebube“, Allerhand Schindknaed für Kinder von Paula und Richard Dehmel. Mit Bildern von Ernst Kreidolf. Ueber dieses Buch ist nichts Neues zu sagen. Man freut sich über das Schöne, das darin steckt und ärgert sich über das gemachte Gelbue, das sich an manchen Stellen breit macht. — Das ebenfalls bei Schaffstein erschienene Märchen „Die schlafenden Bäume“ von Ernst Kreidolf ist nichts für Kinder. —

Musik.

Wie sich unsere geistigen und materiellen Verhältnisse seit einigen Jahrhunderten vom Individuellen zum Massenhaften, vom Haus zur Oeffentlichkeit, von der Handarbeit zur Fabrikproduktion, vom Innerlichen zum Äußerlichen, von eingeschränkter Sachlichkeit zu uneingeschränkter Unschuldlichkeit, vom Entweder-Oder zum Auch-Auch entfaltet haben, das erhielt neulich eine merkwürdige Bestätigung durch einen Vortrag auf einem Gebiete, das dafür zunächst nicht eben in Betracht zu kommen scheint. Allein: „Jede Zeit hat ihr Klavier.“ Mit diesem Grundgedanken hielt am letzten Sonntag in mitten des „Berliner Tonkünstler-Vereins“ Professor Oskar Fleischer, Vertreter der Musikwissenschaft an der Berliner Universität, einen Vortrag: „Die Entwicklung des Klaviers“, und zwar im Namen der berühmten königlichen Sammlung alter Musikinstrumente. Sind wir gleich außer Stande, in unsren wenigen Zeilen auch nur eine Skizze des Gebörten zu geben, so darf doch mit um so mehr Gewicht Eines hervorgehoben werden: die Erkenntnis der Einbußen für den Musikunterricht, die aus der Alleinherrschaft der jetzigen Konstruktionsart des Klaviers folgen. In der Entwicklung dieses vom 15. Jahrhundert an, von dem Klavichord mit Metallzungen über das Clavichordel mit Federzungen bis zum Pianoforte mit Hämmerchen sind viele Ausdrucksmöglichkeiten gewonnen, manche verloren worden. Zusammen-gerechnet ergibt jedoch dies alles speciell für die Gewöhnung des Schülers an das Verständnis der Musik als eines Ausdrucks und der Musikstücke als systematischer Formbauten eine solche Bedeutung mancher Vorteile von früher, daß wir das Mechanische und geradezu Kunstverbildende des heutigen Klaviers noch energischer als bisher fühlen und erkennen. Waren früher die einzelnen Klaviere unter einander Individuen, so daß der Komponist anders für sein eignes und anders für dieses oder jenes fremde Klavier komponierte, so sind sie jetzt die tausende und tausende Exemplare von Fabrikarbeit, kaum mit kleinen Verschiedenheiten zwischen den Leistungen verschiedener Firmen; und dieser Individualitätslosigkeit entsprechen denn auch die meisten heutigen Klavierkompositionen.

Unser Klage über diese Enge im Klavierwesen wird vielleicht die Klavierindustrie antworten, sie sei schon längst auf Erweiterung des Pianofortebauens aus, doch das Publikum gehe darauf nicht ein. Mag sich dies als richtig bewähren, so scheint uns eben der springende Punkt anderswo und zwar im Musikunterricht zu liegen. Professor Fleischer's Vorschlag, in diesen das Klavichord wieder einzuführen, ist jedenfalls ein wertvoller Beitrag zur Sache. Aus kann es nur freuen, wenn sich, wie eben aus einem Durchdenken des in jenem Vortrage Gebotenen, als der beste Anknüpfungspunkt zur

Ueberwindung vorhandener Uebel die Unterweisung der heranwachsenden Generation erweist; und zwar sowohl in der Ausbildung zum Musiker von Beruf wie auch in der zum „Dilettanten“, also zum mitthühenden Liebhaber und zum zuzuhörenden Kunstfreund.

Für den neulichen Fesjomsitag hatte das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater eine einmalige Aufführung angefetzt: die Operette „Der Hofnarr“, und zwar als Reueinstudierung. Der Text ist von den bekannten Wiener Geistesgebern Witmann und Bauer, die Musik von Adolf Müller jun. Unter diesem Namen haben wir uns wahrscheinlich den Sohn des fruchtbaren Komponisten für Nestroy und andre, Adolf Müller sen., zu denken. Zum 100. Geburtstag des Alten, 7. Oktober 1901, hatte der Sohn den größten Teil des väterlichen Nachlasses an die Stadt Wien gegeben. — Neues Stück selber gehört zu den merkwürdigsten Beispielen eines frühen Ueberganges von Operettenblödsinn zu dramatischer Wahrhaftigkeit. Ein so krasses Nebeneinanderstehen von literarischen wie musikalischen Wert und hintwieder von oberster Oberflächlichkeit kommt nicht bald wieder. In der Anlage des Spieles selber steckt geradezu künstlerisches Gold. Die zwei Personen aus einer Mädchenchar, deren eine ein Prinz ist, und deren andre dafür gehalten wird; Konflikte einer Mutterliebe, die da einen falschen Aufschluß giebt; ein halb tragischer Hofnarr; ein König, der spielend das Verderben über sich herankommen läßt: es bedarf nur mehr des Festhaltens an den künstlerischen Werten, die man in der Hand hat, um Großes, vielleicht Einziges zu schaffen. Der Komponist nimmt dem auch nicht selten Anlauf dazu; doch ebenso sicher kann man darauf rechnen, daß er uns kurz nachher in die absurden Unmöglichkeit und widerlichsten Lappereien der typischen Operette hineinwirft — von der Arbeit der Autoren und insbesondere ihrem Ersetzen dramatischer Energie durch allerlei Hinanziehereien gar nicht zu reden. Die erste Wiederbegegnung jener zwei, dem Kindesalter erst kurz entwachsenen Personen ist dem Komponisten so glänzend gelungen, daß das betreffende Duett seinesgleichen nicht bald wieder findet. In zahlreichen Fällen ferner sind Musik und Situation, Musik und Ereignis so eng in einander verarbeitet, daß es sich trotz der Magerkeit der thematischen Erfindung ganz nett anhört. Jene weiterhin erwähnten wertvollen Bestandteile der Anlage hat der Komponist leider so gut wie unausgenutzt gelassen — unbegreiflich zumal für das mehrheimliche Statspiel vor dem Zusammenbruch des Königs, das ja zu einer Charakterstudie der Situation geradezu heraufordert. Und im ganzen ist die Musik so schablonenhafte Wiener Operettenmache und himwieder in der Instrumentierung so geschickt und reichhaltig, daß man schließlich sich an den Kopf greift mit der Frage, wie denn diese Gegensätze möglich seien, und daß man angesichts dessen, was sich der Komponist entgehen und was nicht entgehen läßt, wohl nur mehr den Wienerischen Ausruf findet: „Wana lunt' ma!“

Die Aufführung war größtenteils in schmierigst schlechter Weise einstudiert, die Regie mit den ewig retardierenden Autoren im Bunde, blind gegen deren scenische Unklarheiten und unklar selbst da, wo diese klar sind. Die Besetzung der Hauptrollen brachte den Mißgriff, den aus den Mädchenherausgenommenen Prinzen einem Darsteller, Gustav Aitka, anzubertauen, der für robuste Buffos, nicht aber für eine sich aus kindlicher Mädchenhaftigkeit herausentwickelnde Jünglingsseele taugt. Seine Partnerin Hanni Reichsberg war um so mehr in ihrem Element, von Maria Forescu wenigstens im Spiel gut sekundiert. Die Titelrolle wurde von Theo Siegmund im allgemeinen gut, aber doch nicht mit dem Temperament dargestellt, das sich da entfalten ließe. Einen drolligen Maul- und Naselnotenhelden gab Edmund Hanno recht lustig. Endlich Siegmund Steiner. Es ist im ganzen immer eine Freude, diesen routinierten Oberoperettenchor zu hören. Zwar hat seine Stimme zum Teil etwas Gewalttames, sonst aber entschieden Sympathisches. Und eins kann man von ihm gut lernen: daß Töne zum Betonen da sind. —

Völkereunde.

— Ueber das Nomadenleben der mongolischen Völker sprach kürzlich A. A. Klemenč in der „Anthropologischen Gesellschaft“ bei der Universität St. Petersburg. Der „Globus“ schreibt über den Vortrag: Nach Klemenč's Meinung beginnt das Nomadenleben, wenn der Jäger anfängt, ausschließlich eine Art der Tiere zu jagen. In diesem Stadium befinden sich die nordamerikanischen Indianer, die von einem Ort zum andern gehen hinter den Bison her. Wäre der Bison ein zahnbares Tier, so würden die Indianer wahrscheinlich Nomaden werden. Der wirkliche Umschwung beginnt mit der Auhbarmachung der Milch, und der Erwerbung von Verfahren, die Milch zu konservieren in Gestalt von Käse, Butter und berauschenden Getränken. Das Vieh, als das erste Beispiel eines rasch wachsenden Reichthums, macht die Existenz großer Familien möglich. Im Verhältnis zu den Jägern sind die Nomaden materiell mehr gesichert, fester zusammengefaßt, was zu der Notwendigkeit einer Hierarchie führt, und haben mehr Zeit, sich mit abstrakten Ideen zu befassen. Das Leben der mongolischen Völker zeigt, daß bei ihnen die Wissenschaft blüht — freilich nicht eine Wissenschaft in unserem Sinne, aber eine solche der scholastischen Erforschung der Dinge, ganz ähnlich wie die europäische Wissenschaft des Mittelalters war. Bei den Mongolen ist in jeder Familie wenigstens ein des Lesens und Schreibens

Ständiger, der die heiligen Schriften lesen kann, und es besteht eine ganze Klasse von Lamas, die ihr ganzes Leben der Wissenschaft widmen und die eine große Gelehrsamkeit und eine erstaunliche Fähigkeit besitzen, Kommentare zu schreiben. Der scholastische Charakter der mongolischen Wissenschaft hält sie im Stillstand, aber jetzt kann man manchmal hören, daß die Mongolen Geschichten von Turgenjew und Korolento wieder erzählen, die von ihren auf europäischen Lehranstalten ausgebildeten Landsleuten in die mongolischen Steppen gebracht worden sind. Es giebt interessante Beispiele gemeinsamen Bestehens von Nomadenleben und Ackerbau sowie von Ueberresten des Nomadenlebens sogar bei den kultiviertesten Völkern! So ist es Potanin und Klemenč gelungen, versteht unter nomadisierenden Mongolen das Völkchen der Chotonzen zu finden, die schon bearbeitete Felder haben, aber sich nach der Bestellung der Saaten aufmachen, um mit ihren Herden zu nomadisieren. Nach Klemenč's Meinung ist dieses Volk, das sich unter den Mongolen durch fast europäische Gesichtszüge auszeichnet, aus Turkestan zur Zeit eines Nismanganeinfallens mit fortgeschleppt worden. Ganz ebenso begeben sich die transbaikalischen Kosaken, die große, mit Saaten besetzte Fluren haben, im Sommer ins Innere der Mongolei, um dort zu nomadisieren. Die sogenannte Alpenwirtschaft in der Schweiz ist ebenfalls nichts weiter als eine Lageränderung nach Art der Nomaden. In der Normandie haben unter dem Einfluß der wachsenden Nachfrage nach Fleisch von normannischen Hammeln viele Bauern den Ackerbau aufgegeben und beschäftigen sich fast nur noch mit der Zucht von Hammeln auf den Heiden der Sumpfwäldere. So kann die Entwicklung der Großstädte zur Wiedererweckung des Nomadenlebens führen. —

Humoristisches.

k. Die elektrische Rasiermaschine. Aus Paris wird berichtet: Ein Barbier namens Montemps, der in der Rue de Courcelles seine Kunst betreibt, erregte vor kurzem die Bewunderung seiner Nachbarschaft, weil er eine patentierte, schnell rasierende elektrische Maschine erfunden hatte. Das Instrument ist eine kleine Rotationsmaschine, die aus einer Anzahl sich drehender Sicherheitsklingen und einer kleinen einseifennden Bürste mit einem Verhältnis, das genug Seifenschaum zum einmaligen Rasieren faßt, besteht. Der Barbier hält die Maschine in seiner Hand, und sie wird durch einen sehr schwachen elektrischen Strom in Bewegung gesetzt. Die Maschine scheint einige Zeit auf gearbeitet zu haben. Die Leute ließen sich aus Neugierde bei ihm rasieren, und das Geschäft des Barbiers blühte. Neulich jedoch ließ sich ein Herr eiligst rasieren, und der elektrische Apparat wurde in Bewegung gesetzt. Als aber die Operation vorbei war, bemerkte der Kunde, daß der ganze untere Teil seines Gesichtes blau geworden war und überdies hatte er einen brennenden Schmerz. Andre auch mit dem elektrischen Rasierapparat rasierte Herren machten dieselbe Erfahrung. Merkwürdigerweise scheint zunächst niemand dies dem Rasierapparat zugeschrieben zu haben, aber eine Anzahl konsultierter Aerzte stellte fest, daß die Patienten Verbrennungen erlitten, die durch Electricität hervorgerufen waren. Die Folge davon ist, daß der Barbier siebzehn Anklagen auf Schadensersatz zu gewärtigen hat. Der elektrische Rasierapparat ist vorläufig beiseite gelegt worden, bis sein Erfinder die Ursache, aus der der Apparat seinen Dienst versagte, ausfindig machen kann. —

Notizen.

- Felix Dörmann bestätigt in der „Münchener Allg. Ztg.“, daß sein Stück „Der Herr von Abadessa“, als es den Vaterpreis erhielt, noch nicht in den Buchhandel gelangt war. Aufgeführt war es auch noch nicht, also — hat es den Preis „unter der Hand“ bekommen. —
- Die „Freie Volksbühne“ bringt am 12. Januar „Danton's Tod“ von Georg Büchner, insceniert vom Oberregisseur Hahn, im Karl Weis-Theater zur Aufführung. —
- Hermann Wahrs Komödie „Krampus“ wurde in Linz mit beständigem Erfolg aufgeführt. —
- Den diesjährigen Vortrageschluss des Giordano Bruno-Bunds eröffnet am 27. November Dr. Hermann Lürk mit „Die Weltanschauung des Genies“. Der Vortrag findet im Bürgerlaale des Rathhauses statt. —
- Im nächsten Abonnementskonzert des Berliner Tonkünstler-Orchesters, das am 16. Dezember bei Kroll stattfindet, kommt eine Liebeszene aus Richard Strauß' Oper „Feuersnot“ zum Vortrag. —
- Richard Strauß' Oper „Feuersnot“, Text von Wolzogen, hatte bei der Erstaufführung an der Dresdener Hofoper einen großen Erfolg. —
- Starles Faulen des Obstes wird in diesem Winter allgemein beobachtet und in Fachkreisen lebhaft besprochen. Der Berliner städtische Obergärtner Mendel ist der Ansicht, daß infolge der Hitze das Obst 14 Tage früher als sonst gereift, aber wohl nicht rechtzeitig geerntet und an einen kühlen Ort gebracht sei; Wärme und Licht hätten zerlegend gewirkt. Andererseits ist indessen auch das früher gepflückte Obst dem Verderben nicht entgangen. —